

## Moral / Von Silke Buch

Es war ein verfluchtes Leben. Man stand auf und arbeitete. Der Mittag brachte kurze Ruhe, der späte Abend. Dazwischen Arbeit, nur Arbeit. Die ganze Familie mußte herhalten für diesen unermüdbaren Frondienst. Vater, Mutter, vier Kinder. Zwei Knaben, zwei Mädchen. Von neun Jahren aufwärts. Der Vater schuftete in einer Tischlerwerkstatt, die Mutter wusch allen „besseren“ Familien der südmährischen Kleinstadt ihre Wäsche. Die Mädchen mußten dabei helfen, sowie die Schule sie freiließ. Auch den Haushalt mitbesorgen. Um die Beschäftigung der Jungen kümmerte sich der Vater. Tropdem reichte es mitunter nicht zum Sattessen. Und Martha, die Bierzehnjährige, sagte das oft, wenn sie abends dasah, die Hände rot und aufgerissen vom Waschen, von der Hausarbeit, übermüdet, noch hungrig: „Ein verfluchtes Leben“.

Die anderen trugen es mit Geduld. Nannten es Schicksal, Gottgewolltheit, je nachdem. In der vierzehnjährigen Martha aber steckte Geist der Auflehnung und der Unuld-samkeit. Sie nahm die Dinge nicht hin, als seien sie selbstverständlich. Haßte der Eltern und Geschwister Ergebenheit. Empörung war in ihr. Stärker jedoch als die Empörung: der Wunsch rauszukommen hier, fortzukommen, hochzukommen. Ueber ihre Jahre hinaus war sie entwickelt. Groß, kräftig, Haare blond, Augen hell. Der Verstand scharf, wach. Immer beobachtend, immer auf der Lauer. Güte kannte sie nicht. Mitleid verachtete sie. Das war schon damals in ihr. Und blieb. Die Verachtung der Schwachen.

„Ich geh fort“, sagte sie. Es war knapp vor ihrem fünfzehnten Geburtstag. „Ich geh nach Brünn. Ich such mir eine Stellung.“ — „Maibeldin“, herrschte sie die Mutter an, „als ob die in Brünn auf dich warten täten. Stellungen liegen nicht so herum. Wirt bald wiederkommen.“ — „Ich bin stark. Ich schaff für zwei.“ So eine brauchen sie.“ Eine Woche später schrieb Martha, sie sei Geschirrwäscherin im Hotel „Zum Bären“. Ein gediegenes Hotel, ein gutes Hotel. Alle besseren Reisenden stiegen dort ab. Die Honoratioren der Stadt verkehrten im „Bären“, sogar die Herrschaften vom Theater. Auch bekäme sie immer satt zu essen, und man sei anständig zu ihr. — Zum erstenmal klang ein fröhlich-hoffnungsvoller Ton durch. Zwei Monate darauf berichtete Martha, sie sei avanciert. Von der Geschirrwäscherin zum Aufhelfmädchen in der Küche. Auch habe sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht. Buchdrucker sei er, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen. Friß hieße er und falls sie nur wolle, würde er sie heiraten. Wer sie wisse noch nicht recht... Dabei wiegte sie, im Schreiben, ihren blonden Kopf. Sang vor sich hin. Das tat sie jetzt öfter. Es geschah ohne Ueberlegung, daß helle Laute der Freude, tonverwandelte Glückseligkeit, ihrer Kehle entströmten. Er hatte auch gar zu schöne schwarze Augen, der Friß. Und wenn er sie küßte, so

trug sie die Erinnerung an seinen Mund noch tagelang mit sich herum. Nur eines gefiel ihr weniger. Der Friß hatte so absonderliche Ideen. Sprach von Sozialismus und Weltverbesserung. Die armen Leute sollten nicht mehr arm, die Reichen nicht mehr reich sein. Von einer neu und anders aufgeteilten Erde träumte Friß hinter seinen Sakflästen. Und wovon er wochentags träumte, das erzählte er des Sonntags Martha, wenn sie zusammen spazieren gingen auf den Spielberg. Er fühlte es wohl, der Friß, denn er war nicht dumm: Martha behagten seine Ideen kaum. Ihr lag weniger an der Erlösung der Armen als an dem eigenen Fortwärtkommen. (Ueber das sie sich recht unklare Vorstellungen machte. Ziemlich Kleinbürgerlich. Weite und Gehobenheit bereits dorksehend, wo die Enge nur verjert, beklänat, geschmückt war mit Blüschmöbeln und vergoldeter Uhe unter Glassturz.) Doch genügte das Pläne-machen schon, um die Laune zu verbessern. War aber ihre Laune gut, so sang sie. Kräftig, daß es schmetterte. Daß es luftvoll aus den Fenstern schallte. „Die Martha singt“, sagten sie dann in der Küche, im Geschirrwäschraum, im Hotel. Und es kam mitunter vor, daß der Küchenchef vergaß, seine Befehle zu erteilen, der Koch, die Küchenjungen den Löffel hinsetzten, die Mädchen ihre Teller, und oben, in den Zimmern die Aufräumefrauen Besen und Schippe.

„Die Martha singt“, saate schließlich auch der Wirt des Hotels „Zum Bären“, sagte sein Sohn, ein dünner, schwächlicher Bursche, dem es die Pralle, Blonde, Hochgewachsene mit den kräftigen Armen angetan hatte. „Die Martha mühen Sie hören“, erklärte er eines Abends, es war schon nach dem Essen — man saß beim Schoppen Wein in der frühlingdämmrigen Gaststube — dem Direktor des Stadttheaters, älteren Herrn mit weißen Koteletten und irgendwie verschollen anmutend. „Die hat eine Stimme. So singt keine von Ihren Sternen. Die Zawobil nicht und die Neumannsche. Nicht einmal das italienische Frauenzimmer, die Pimpernelle.“

„Was versteht so eine vom Singen?“ dachte mit kleinem herablassenden Lächeln der soignierte, altväterisch und irgendwie verschollen anmutende Herr Direktor. „Soll sich um seine Küche kümmern und um seinen Keller. Sie bauen ein neues Hotel. Das Grand Hotel. Bald wird es dem „Bären“ über dem Kopf wachsen.“ Da tat sich die Tür auf und Martha trat herein. Der junge Mann, Sohn des Wirtes, hatte es befohlen. Die Martha sollte heute servieren. Sie benahm sich recht linksch, denn davon verstand sie noch nichts. Wurde rot im Gesicht, als sie den Wein hinstellte, Früchte und Gebäck. Stand da, überhäuft von ein paar lekten März-sonnenstrahlen. In all ihrer Blondheit. Jetzt sechzehnjährig. Und die Augen hell. Aber es waren noch immer kühl und besonnen blickende Augen. Fast konnte man sie sich nicht vorstel-

len: von Leidenschaft verdunkelt und gebrochen in der Hingabe.

Der junge Mann, bereits beivagt vom gestrunkenen Wein, vom Frühling vor den Fenstern und von der Blondheit des Mädchens, bat: „Weiß, Martha, sing uns etwas...“ Sie zog die Brauen, breit, dunkel, im Bogen geschwungen, zusammen. Sie mochte den Dünnen, Schwächlichen nicht. Da war der Friß aus anderem Schrot und Korn. Auch lag es ihr wenig, auf Kommando zu singen. Der Zungenbaste zeigte zu dem Verschollen-Anmutenden: „Das ist der Herr Direktor vom Stadttheater. Er will deine Stimme hören.“ Es war eine Lüge. Aber niemals hätte dies der weißhaarige altväterische Herr fertigebracht: jemanden vor einem so hübschen, hellen Mädchen bloßzustellen. Er nickte daher nur: „Sing sie, mein Kind, sing sie mir etwas“.

Die Martha stand blutübergossen. Das Tablett noch in den Händen. Ihr Herz klopfte bis zum Hals. Die Kehle war wie zugeschnürt. Unmöglich, so zu singen. Angstvoll sah sie auf den Herrn Direktor. Sein ruhiges Gesicht trug ein aufmunterndes Lächeln. „Nur zu, mein Kind.“ Da sang sie. Die Hände schen ineinander verschlossen. Aber das Angstgefühl wich, als sie der eigenen Stimme Klang hörte. Die hinausjubelte, ein heißer inbrünstiger Gruß an das lebendige Leben. Sie kannte nur Volkslieder, wie man sie in Mähren singt. Heitere und schwermütige. Kleine, schlichte Melodien. Alle, die sie wußte, sang sie. Dann verhartete sie still. Etwas unbeholfen. Wüschte sich auf ihren Abwaschplatz in der Küche.

Doch kam sie nie mehr dorthin. Daß der Herr Direktor ihr noch Gesangstunden geben ließ, geschah eigentlich nur aus dessen künstlichen Gewissenhaftigkeit. Denn an dieser Stimme gab es kaum etwas zu feilen, zu verbessern. Sie saß in allen Lagen, auf natürliche Weise, mit Selbstverständlichkeit, wie sie allein dem Genie eigen ist. Atemtechnik und Musikalität fügten sich in vollendeter Harmonie den vorgeschriebenen Gesetzen. Manche müssen das alles jahrelang studieren, mühselig, und bringen es dennoch selten zu meisterlicher Reife. Martha Mariba, geboren als Proletarierkind in kleiner südmährischer Stadt, zuletzt Aufhelfmädchen im Hotel „Zum Bären“ in Brünn, brauchte das alles nicht zu erlernen. Intuitiv, auf eine Art, die man nur „wunderbar“ nennen kann, erfaßte sie alles, was man ihr sagte und von ihr verlangte. Begriff mit traumwandlerischer Sicherheit den musikalischen Fluß des Geschehens, Sinn und Denkung einer Gestalt. Debutierte im Herbst am Brünnener Stadttheater als Sieglinde. Sang Weihnachtsen die „Tosca“ in der Oper zu Wien. Amjubelt, untrauscht, vom Weisfall trunken und irdischem Glanz.

Wie schnell sich das alles lernte. Zu gehen und zu sprechen wie eine große Dame der Wiener Gesellschaft. Konversation zu machen, auf gewählter Weise Nahrung zu sich zu nehmen, den Geschmack anzupassen verfeinerter Kultur.

Daneben fleißig sein. Sprachen, Partien einzustudieren, immer neue Partien. Hatte es wirklich einmal so etwas gegeben? Leben in kleiner süd-mährischen Stadt, schweres, hartes, oft verfluchtes Leben, unter Hunger und Frost? Verhärmte Gesichter, ausgehöhlt vom Leiden des proletarischen Daseins? Dann: das Hotel „Zum Bären“ mit dem schmachtenden Wirt, Sohn? Und einen jungen Buchdrucker namens Fritz, der schwarzes Haar und schwarze Augen hatte und einen Mund, von dessen Klüften man trinken würde? Seht, wie sie geht! Schube aus weichem, zartglänzendem Leder, schmiegen sich an ihre Hüfte, die nicht klein sind, aber herrlich geformt mit dem hohen Spann, dem anschließenden schlanken und doch vollen Beinen. Pelze und Seide bedecken den jungen, üppigen Körper. Das Gesicht rosig, die Nase darin schmal, gerade, die Augen blühend im Hochmut der triumphierenden Jugend, der Mund hellrot, die Lippen leicht geöffnet, das Lächeln süß, lodend und ein wenig gekünstelt.

Seht, wie die Welt sie aufnimmt! Die Welt der Großen, Mächtigen und Reichen. Niemand denkt daran, ihr die proletarische Herkunft vorzuwerfen. Liebling der Götter! Martha Mariha! Begnadete und gefeierte Sängerin. Neben Geld, Brillanten und Perlen gibt es künstlerische Erfolge, gesellschaftliche Stellung, als ihresgleichen wird sie betrachtet von den Großen, Mächtigen und Reichen dieser Erde — und nur von ihnen glaubt sie sich verstanden. Nur die würdigen, so meint die Sängerin Martha Mariha, ihr Künstlertum. Abscheu überkommt sie, wenn — es geschieht selten — sie zurückdenkt an das Milieu, aus dem sie emporgestiegen ist. Wien bleibt nicht die einzige Stätte ihrer Triumphe. Berlin ruft, die königliche Oper unter den Linden, die Große Oper von Paris, Covent Garden in London, New Yorks Metropolitan Opera, Chicago, Melbourne, jedes Land, jeder Erdteil.

Liebe? Dazu haben wir keine Zeit. Wir müssen arbeiten und das Hochgefühl der künstlerischen Macht auskosten. Wir brauchen das Fieber, wir brauchen die Neklame, wir brauchen Erfolg und nochmals Erfolg, wir brauchen ihn wie ein süßes, bitteres, unentbehrliches Gift. Liebe? Nein. Aber ein klingvoller Name, das kann nie etwas schaden. Besonders wenn er in Gold gefaßt ist. Martha Mariha findet den österreichischen Baron Geher nicht gerade schön. Kleiner, magerer, vom Hause Habsburg geadelter Jud. Schlaue Augen, gierige Hände. In seinen Armen wird man nicht gerade vergehen vor Schauern der Seligkeit. Aber man wird Baronin Geher heißen. Den Titel der kaiserlichen und königlichen Kammerjägerin hat man schon. Dazu viele Orden, die bei besonderen Gelegenheiten angesteckt werden auf den glühenden Seiden über der üppigen, straffen Brust. Frau Kammerjägerin Baronin Geher... Das imponiert der Martha Mariha, ihrem im Grunde noch immer kleinbürgerlichen Gemüt, in seinen Büschen jekt nur höher verstriegen. Ueberdimensionale Plüschmöbelträume sind es in Wahrheit noch immer...

Kriege kommen, Kaiser- und Königreiche vergehen, Diktaturen werden aufgerichtet, Republiken und neue Staaten. Uns macht das nichts. Wir singen weiter, die anderen feiern uns auch, wir sind und bleiben die berühmte, die begnadete, die geniale Sängerin. Kaiser sind wir inzwischen geworden. Heppiger. Wir versuchen, die Jahre zu überlisten, denn wir können unseren Körper mit allen Wundermitteln der Neuzeit pflegen, die die Jugend erhalten. Aber in der Stimme, in der schauspielerischen

Gestaltung können wir es nicht leugnen. Wenn wir „Holde“ singen, so sterben wir den „Liebestod“ als leidendes, wissendes Weib, und als „Tosca“ sind wir jetzt viel, viel mehr als eine schönsingende, schön anzusehende Gestalt. Wir sind Qual und Blut, wir kennen die Tiefen und Untiefen der Leidenschaft, Brunst und Inbrunst, Schmerz und Entlagen. Wir wissen das alles nicht durch unsere Ehe mit dem kleinen, mageren Herrn Baron Geher. Wir haben in diesem Punkt auch nichts von ihm erwartet.

Sie hatte keinen Grund, sich um Politik zu kümmern, die Sängerin Martha Mariha. Zwar tat es ihr leid, daß der Titel „Baronin“ jetzt weniger galt als das Gold, in das er gefaßt war. Und die Armen, die sie nicht bewundern kamen, weil sie es nicht konnten, verachtete sie noch immer. Stand mehr denn je auf Seiten der Reichen, Großen und Mächtigen. Bewies solche Gesinnung oft spontan, oft im Kleinen. Zum Beispiel: in ihrer zweiten Heimatstadt, in Wien an der Donau, hatte es Gängel gegeben. Zwischen Jugendlichen der Rechten und Linken. Sozialdemokraten waren auf Vaterländische losgegangen. Die Jungen von links hieben eine gute Faust. Zerbeulten den Vaterländischen nebst Klüften und benachbarten Körperteilen ihre Trommel, mit der sie ausgezogen waren zu künsterlichen und Schneederengängens. Die Merkmalen erhoben in ihren Blättern ein großes Geschrei. Martha Mariha las davon nach einer glücklichen Nacht, die sie gutgelaunt hatte erwachen lassen. Sofort sandte sie der Vaterländischen Jugend telegraphisch Geld zum Ankauf einer neuen Trommel. Damit offen bekundend, wem ihr Herz gehörte. Sonst war sie nicht gerade großzügig. Hielt eher das Geld zusammen, schon knidrig-küßlich angehaucht. Hinter gefärbtem Blond, künstlich gestraffter Haut und geknetetem Leib alterte sie ja doch allmählich.

Schrieb der Bruder aus Brünn, dort Kellerer im „Noh“ und jetzt ohne Stellung. Schrieb an die berühmte Schwester, hat um Hilfe. Es kamen — 200 Kronen. Unlustig angewiesen. Grämlich. Was kümmerte sie das Paß, das da noch lebte und um sie kroch? Es galt, die Millionen zusammenzuhalten, zu mehren und in der Fülle zu haben, wenn das Geipens des Alters einmal unerbittlich da war. Noch nicht, noch nicht. Noch triumphtierte sie überall. Und da war der Büchsenfleischfabrikant aus Chicago, Pitt Bill Coseh, nicht mehr ganz jung, aber ungezählte Dollarmillionen reich, der sie mit Herz und Dollars einfangen wollte als legitime Gattin. Pitt Bill Coseh, Hafen der Zukunft. Man sang noch, so lange es ging, dann zog man sich in Frieden zurück, ausruhend vom Ruhm, von der Leidenschaft, auf den Dollars-Millionen. Dollars waren besser als Schillinge. Ein Corned-Beef-Fabrikant in dieser neu auf mächtern Sachlichkeit gegründeten Welt sicherer als der Baroninnen-Titel romantischer Vorkriegsjahre. Es galt, mit der Zeit Schritt zu halten. Martha Mariha hatte niemals Hemmungen gefannt, wenn sie ein Ziel erreichen wollte. So hat sie den kleinen mageren Herrn in Wien, ihren Gatten, den Baron Geher, in die Scheidung zu willigen.

Es geschah das Unerwartete. Der kleine Herr in Wien wollte nicht. Er hing, weiß der Teufel warum, an seiner schönen, berühmten, treulosen Frau. Martha Mariha zog die breitgewölbten Brauen zusammen. Man würde sich zu helfen wissen. Wer vermag sich nicht zu helfen, wenn er Millionen hat und verbündet ist mit den Mächtigen, Großen und Reichen dieser Erde?

In Kalifornien gibt es das sogenannte Scheidungsparadies Miami. Hier spricht man

Recht, wie es jenen gefällt, die aus den Fesseln einer müdgelebten Ehe streben. Hier wird auch Martha Marihas Ehe mit dem österreichischen Baron Geher geschieden. Und bald erfährt die Öffentlichkeit von der Sängerin zweiter Heirat. Pitt Bill Coseh heißt der Glückliche, ein Büchsenfleisch-Fabrikant aus Chicago.

Noch ruht sie nicht auf Lorbeeren und Dollars. Noch treibt es Martha Mariha über die Erde, der Drang, zu singen, zu gestalten ist noch immer mächtig. Pitt Bill Coseh kann es sich leisten, seine Gattin auf einer Europa-Tournee zu begleiten. Die Geschäfte gehen ohne ihn, gehen von selbst. — Die beiden kommen auch nach Wien. Jene Stadt an der Donau, die Martha Mariha so heiß liebt. Heißer als jede andere. Stadt der ersten, großen, süßen Triumphe, wie könnte ich dich je aus meinem Herzen reißen? Es ist auch die Stadt, in der ein gewisser Baron Geher lebt. Kleiner, magerer, von der habsburgischen Monarchie geadelter Jud. Jetzt sehr katholisch. Und einflureicher denn je.

Martha Mariha, noch nicht in ihrer Wohnung — in jeder anderen Stadt genügen Hotels, aber in Wien muß eine Wohnung auf sie warten, heimlich, traulich, mit herzlich-gemütlichem Stisch — ruft sofort den Intendanten der Staatsoper an. „Noh will übermorgen die „Tosca“ singen, hören Sie? Nein, nein. Weder „Elisabeth“ noch „Holde“. Nur „Tosca“. — Was weist du, dummer Lämmel“, denkt die Sängerin Martha Mariha nachher, „wo ich es gelernt habe, die „Tosca“ zu singen? Damals in dem kleinen Badeort an der Adria, und er war ein Fischermunge und sechzehn Jahre alt, unter uns, ich schon an die vierzig — und er hatte Zähne wie Schne.“

Am nächsten Morgen wird der Intendant der Wiener Staatsoper gemeldet. „Er kommt selbst, um mir zu sagen, daß ich die „Tosca“ singen soll“, frohlockt die Mariha zu ihrem Gatten, dem Büchsenfleischfabrikanten. Der Intendant ist ein korrekt gekleideter, weltmännisch auftretender Beamter. — „Frau Kammerjägerin, es tut mir leid. Um die wenig angenehme Postfach in besser Form zu verkünden, bin ich selbst hier. Sehr fatal, sehr peinlich. Doch leider nicht zu ändern. Die allerhöchste Regierung hat dem Druck des Kardinalbischofs und aller Frommen im Lande nachgeben müssen.“ Jetzt, weniger bla, nüchtern: „Nun und gut. Sie dürfen nicht auftreten.“ — „Warum?“ Sie kann nichts weiter fragen, die große, berühmte Sängerin. Sie ist erstarrt. Der Intendant reißt sich die Hände. Schrecklich, schrecklich. „Frau Kammerjägerin“, er spricht vorgebeugt, leise, mit geschmeidigem Lächeln, „man steht hier wieder auf dem Standpunkt: Was Gott zusammenfügt, das darf der Mensch nicht trennen. Sie verstehen“, noch leiser, noch geschmeidiger, „der Herr Baron Geher...“

Trotzdem der Intendant das letzte nur noch geklüffert hat, Mr. Pitt Bill Coseh, schlauem, geliebtem Ruch, ist dennoch kein Wort entgangen. Gemütlich: „Was kostet es, wenn meine Frau doch auftritt, gegen den Willen des Kardinalbischofs und gegen die Intrigen ihres ersten Mannes?“ Entrüstet der andere: „Noh bitte Sie, hier geht es um Moral!“ — „Well“, wie Kindes Säuseln klingt Mr. Cosehs Stimme, „um Moral? Das ist besonders teuer...“ Der Intendant geht. Wollen überlegener Abscheu umhüllen ihn.

Ein Büchsenfleischfabrikant aus Chicago denkt nach. „Wem hast du damals die Trommel geschickt?“ — „Dem Vorsitzenden der Vaterländischen Jugend, dem Fürsten Sternberg-

Nabenflau". Mr. Cofey lächelt. „Well. Laß mich machen“.

Im „Neuen Wiener Journal“ las man einige Tage darauf folgende Kritik über das Auftreten der Sängerin Martha Mariya als „Tosca“: „Die glanzvolle Erscheinung des berühmten Gastes, für die Gestalt der „Tosca“ geeignet wie für keine andere, beherrschte von Anfang bis zu Ende die Szene und erntete nicht endentwollenden Beifall. Wir dürfen nicht vergessen zu erwähnen: Frau Mariya ist nicht nur eine große Sängerin, sondern auch eine große

Philantropin. Denn sie hat der Vaterländischen Jugend, der stets ihr Herz gehörte, wie sie schon einmal durch das Geschenk einer Trommel bewies, für wohltätige Zwecke 20.000 Schilling zur Verfügung gestellt. Die Regierung hat ihr dafür den Maria-Theresien-Orden am roten Band verliehen.“

Mr. Pitt Bill Cofey las diese Kritik mit vergnügtem Schmunzeln. Reichte dann das Blatt seiner Gattin, meinte: „Well. In U. S. A. hätte uns die Sache mehr gefostet. Moral made in Austria ist verh, verh billig...“

### Der Schwertfisch geht dazwischen



## Die Frauen um Hitler

### Komisches, Lächerliches und Tragisches

#### Der Führer und sein Verhältnis zum „schwachen Geschlecht“

Von Konrad Seiden

Von dem schon durch sein erstes Werk über Hitler weit hin bekannt gewordenen Schriftsteller Konrad Seiden ist im Europa-Verlag, Zürich, ein neues Buch „Adolf Hitler, Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit“ (400 Seiten, Preis kart. Schw. Fr. 6.—) erschienen, das sich zur Aufgabe stellt, an der Hand eines reichen Tatsachenmaterials das Menschliche des Diktators darzustellen und daraus politische Folgerungen zu ziehen. Die Fülle des Materials und der anhängende Stil des Verfassers macht es zu einer äußerst spannenden Lektüre, obgleich gegen die Behandlung der Vorgänge und Personen in der deutschen Sozialdemokratie vieles einzuwenden ist. Konrad Seidens Schilderungen des intimen Lebens des Emporkömmlings aus Braunau ist Objektivität nicht abzusprechen, daß der Partikularist dennoch schlecht wegkommt, daran sind die Tatsachen schuld. Nachstehend mit Erlaubnis des Verlages eine Leseprobe:

Ein Kapitel wie dieses gehört in jede Biographie; kein Mensch kann ohne sein Verhältnis zum anderen Geschlecht verstanden werden. Das läppige Wuchern der Homosexualität im engsten Kreise um Adolf Hitler hat diesen bei vielen Menschen in einen naheliegenden Verdacht gebracht. Leute, denen man gute Informationen zutrauen durfte, wußten von sehr freundschaftlichen Beziehungen zu einem jungen Menschen namens Schiller in Berlin zu berichten; dieser Schiller habe Briefe Hitlers in der Schweiz an sicherer Stelle untergebracht. Ohne daß nach der Person dieses Schiller hier weiter geforscht sei, kann gesagt werden, daß die Behauptungen, von einer Homosexualität Hitlers reine, durch die handgreiflichsten Tatsachen widerlegte Kombinationen sind. Wir erinnern uns, wie seine intimen Parteifeinde aus der Anfangszeit ihm „übermäßigen Damenverkehr“ vorwarfen und ihn der Großsprecheri gegenüber seinen Freundinnen beschuldigten. Wir erinnern uns an den Mingebrief Gottfried Feders, der ihm doch ausdrücklich das Recht der Erholung „im Kreise schöner Frauen“ zugestand. Aber dann gibt es auch wieder gegenteilige Beobachtungen. Der Gefängnisdirektor Lenhold in Landsberg schreibt in einem seiner Berichte: „Er hat keinen Zug zur Weiblichkeit.“

#### Eine „taktvolle“ Erklärung

Hitlers Neigung (1923) zu Erna Hansfängl, der Schwester Ernst Hansfängls (seines späteren Auslandspressedirektors) ist heftig, aber anscheinend ziemlich einseitig; Erna Hansfängl zieht ihm den Chirurgen Sauerbruch vor. Hitler fühlt einen Stich im Herzen. Es wird geflüstert, der Führer der Nationalsozialisten sei mit einer

jungem Dame jüdischer Abstammung verlobt; der Name wurde nicht genannt, aber darauf angespielt, daß Erna Hansfängls amerikanische Großmutter Heine geheißene hatte. Darauf eine fettaedruckte Bekanntmachung im „Völkischen Beobachter“: es liefen Gerüchte über eine Verlobung Adolf Hitlers mit einer jüdischen Dame um. Diese Gerüchte seien erlogen; Adolf Hitler sei nicht verlobt. Außerdem — nun wörtlich und mit voller Namensnennung — „ist das betreffende Fräulein Hansfängl gar nicht jüdischer Abstammung.“ Nach dieser taktvollen Erklärung konnte die ganze Stadt denken, was sie wollte; die Wahrheit war aber, daß Hitler kein Glück gehabt hatte. Erna Hansfängl heiratete bald darauf den Professor Sauerbruch; dieser wiederum vertauschte München mit Berlin, nicht zuletzt, um den abgewiesenen Liebhaber etwas aus dem Gesichtsfeld zu bekommen.

#### „Herr Adolf“

Im Frühjahr 1933 beschäftigte ihn ein junges Mädchen, Tochter eines Berliner Gelehrten, in dessen Salon Hitler und Goebbels schon vor der Machtergreifung verkehrten. Hitler wird von der Hausfrau mit „Herr Adolf“ angesprochen. Herr Adolf muß sich von ihr beispielsweise Vorwürfe wegen des Judenboikotts gefallen lassen, der in diesem kultivierten Hause nicht verstanden wird; dann mischt sich Goebbels ein und sagt mit aequaler Stimme: „Gnädige Frau, ich war das schwarze Schaf!“ Die eine Tochter des Hauses, ein lebenslustiges junges Mädchen, findet Gefallen daran, den berühmtesten Deutschen der Gegenwart ein wenig an der Nase herumzuführen. Mit himmlischer Geduld beleihtet er sie auf ihren Autofahrten, aber dabei bleibt es auch.

Viel Anlaß zum Gespräch hat die Filmschauspielerin Leni Riefenstahl gegeben. Hartnäckig hat Hitler der Dame drei Jahre nach einander den Auftrag gegeben, den Nürnberger Parteitag zu filmen; zweimal sind nach allgemeinem Urteil schlechte Filme daraus geworden. Trotzdem bleibt Leni Riefenstahl vorläufig die Herstellerin des offiziellen Films vom Parteitag. Sie schwärmt für Hitler, erklärt „Mein Kampf“ für eine Offenbarung; auf einer Filmexpedition nach Grönland hat sie Hitlers Bild in ihrem Zelt hängen. Sie gehört zu den Antimisten des Kreises, duzt Hitler wie Göring, erklärt aber im übrigen, Hitler stehe hoch über jeder persönlichen Beziehung.

Eine Zeit lang schwärmte Hitler für die Sängerin Margarete Ziegler. Hier wie bei anderen Beziehungen ist zu bemerken, daß der nationalsozialistische Führer keinen Anstoß an der „Verjüngung“ des Milieus nimmt, in dem

die verehrte Frau lebt. Auch seine häufigen Besuche in einer Münchner Gaststätte wurden bemerkt, deren Inhaberin ihn stark fesselte.

#### Die „Antreue“ des Führers

Auffallend ist bei diesen Beziehungen Hitlers Unbeständigkeit, um nicht zu sagen Antreue. Es scheint, daß er in die achtungsvolle Verehrung kultivierter Weiblichkeit gern das derbere Verhältnis zu größeren Typen hineinmengt. Anspruchsvolle Freunde klagen über die „unmöglichen Hetscherlein“, die er in jede Gesellschaft und zu den unbewusstesten Gelegenheiten mitbringe. Die Carlton-Teestube an der Brünner Straße war lange Zeit ein beliebter Treffpunkt für derartige Zusammenkünfte.

#### Alf und Geli

Tiefer und tragischer als alle diese Beziehungen verläuft ein Verhältnis, das man Adolf Hitlers große Liebe nennen kann; der Roman mit seiner Nichte Grete Raubal, der Tochter der Stiefschwester Angela.

Grete Raubal war ein junges, transalpinisches, läppiges Landmädchen aus Oberösterreich — so etwa ist der Typ am besten beschrieben. Sie wohnt mit der Mutter im Hause des Onkels; nimmt in München Gesangsunterricht, will zur Bühne. Hitler faßt eine starke Neigung zu dem jungen Mädchen. Sie nennt ihn Onkel Alf, er nennt sie Geli. Die Freundschaft zwischen Alf und Geli gibt frühzeitig zu Mascherei in der Partei Anlaß. Hitler schreibt die württembergischen Amtswalter an, er sei der Gründer und Führer der Partei und lasse sich keine Vorschriften machen, ob und wohin er mit seiner Nichte im Auto fahre. Das häufige Erscheinen Gelis neben Alf war bei Versammlungen und Tagungen aufgefallen.

Im Herbst 1930 erfährt die breitere Öffentlichkeit zum erstenmal von dem Verhältnis durch seinen schrecklichen Abbruch. Grete Raubal hat sich in ihrem Schlafzimmer in der Münchner Wohnung, die sie gemeinsam mit der Mutter und dem Onkel bewohnt, erschossen. Hitler ist zerbrochen. Grete Raubal wird in Wien beerdigt; der Onkel, der aus Österreich Ausgewiesene, erhält von der österreichischen Regierung die Erlaubnis, ans Grab zu kommen, unter der

Bedingung, daß er sich jeder politischen Tätigkeit enthalte. Die österreichischen Genossen werden aufgefordert, den Besuch des Führers überhaupt nicht zu beachten. Warum hätte Grete Raubal sich geirrt? Es gibt einen dokumentarischen Vorgang, der ein überraschendes Licht auf Adolf Hitlers Beziehungen zu Frauen wirft. Dieser Vorgang setzt es außer Zweifel, daß Hitler geliebten Frauen in einer besonderen Art hörig ist. Bemerkenswert sei nur, daß mit dem Fall der Reichsschatzmeister der Partei, Franz Schwarz, in Verbindung steht, der geholfen hat, Adolf Hitler aus Exzesshänden zu befreien. Die Hörigkeit ist der geheime Kontrakt zu seiner überbetonten, affektierten Brutalität in Politik und Geschäften, gegenüber Freunden und Mitarbeitern. Ein Kontrakt, der den Sexualwissenschaftlern wohl bekannt ist. Ob die Entdeckung dieser Eigenschaft an dem verehrten Onkel Grete Raubal die Lebensfreude genommen hat, sei hier nicht untersucht. Nach ihrem Tode fertigte der Maler Pieker ein Porträt von ihr an, vor dem Hitler in Tränen ausbrach. Pieker wurde später durch handschriftliches Dekret Hitlers Professor an der bairischen Akademie der bildenden Künste mit außerordentlichen Vollmachten. Eine der hier genannten Frauen hat, nach ihren Beziehungen zu Hitler befragt, zu versichern gegeben, daß sie eine Enttäuschung erlebt habe, die ihr den Mann nicht gerade respektabel mache. Die oft ausgesprochene Vermutung, daß Hitlers Triebleben nicht normal sei, ist richtig. Nur wurde meist in der falschen Richtung geraten; er ist nicht homosexuell oder bisexuell, sondern hörig. Manche Psychologen schreiben Menschen mit solcher Veranlagung eine besondere Suggestivität zu; eine ungewöhnliche Art des Blicks und der Gebärde, die faszinieren soll.

### Dies und das

Der reichste aller indischen Fürsten, der Nizam von Haiderabad, besitzt in seiner Edelsteinsammlung den größten Smaragd, der je gefunden wurde. Aus diesem Stein ist ein Lebensgroßer Pavagai geschnitten worden.

In Europa gibt es etwa vier bis acht Prozent Linkshänder. Unter den geistig nicht normalen Kindern ist dagegen Linkshändigkeit weit häufiger. Daß Linkshändigkeit erblich ist, wurde längst wissenschaftlich festgestellt.

Unsere europäische Hauskatze wird für das Ergebnis einer Kreuzung der ägyptischen Katze, die im alten Ägypten als heilig galt, und einer Wildkatzenart, die früher in Europa sehr häufig vorkam, gehalten.

Das Wort **Gulasch**, das unserem Ohr so pikant wohlklingend klingt, stammt, als Rattogalgericht der Ungarn, natürlich aus dem Ungarischen, schreibt sich eigentlich **Gulbas** und war der Name eines ungarischen Kuhhirten, der auf diese Weise in der Küche aller Länder unsterblich geworden ist.

Wie hoch das heute so billige und gewöhnliche Salz in früheren Zeiten geschätzt wurde, begreift man, wenn man hört, daß es im zwölften Jahrhundert als Zahlungsmittel verwendet wurde. Wolte man einem Gast besondere Höflichkeit erweisen, mischte man reichlich Salz unter das Essen. Man streute auch Salz auf die Schwelle, um ihn willkommen zu heißen. Wenn ein Gast Salz verschüttete, galt das als große Unhöflichkeit dem Gastgeber gegenüber.

Die Freiheitsstatue im New Yorker Hafen wurde im Jahre 1885 errichtet. Sie war ein Geschenk des französischen Volkes zur Hundertjahrfeier der Unabhängigkeit Amerikas.

Die offizielle Hauptstadt von Australien, Canberra, hat noch immer erst 5000 Einwohner, und zwar meistens Beamte.

Von allen warmblütigen Tieren hat die Gänse die kräftigsten Riefernäseln; sie vermag den harten Knochen eines Ochsen durchzubeißen, um das Mark zu schlürfen. Wölfe können mit einem einzigen Biß einem Menschen die Hand abbeißen.

Paris mit seiner Bevölkerung von vier Millionen verbraucht mehr als zwei Milliarden Tonnen Nahrung und 6,775.800 Hässer Wein jährlich.

### Literatur

„Düfel Heinrichs Jugendbücher.“ (Verlag Gustav Neugebauer, Prag.) Vier Jugendbücher sind eben auf dem Büchermarkt erschienen. Den Mädchen gewidmet ist „Düfel Heinrichs Kinderkalender für Mädchen 1936“, der alles enthält, was kleinen Mädchen Freude bereitet: Ankleidepuppen, fesselnde Aufgaben zum Zeitvertreib, eine Menge hübscher Märchen mit Illustrationen, Lieder und Gedichte und leere Seiten, wo wichtige Ereignisse, Daten und gelesene Bücher eingetragen und geführt werden können. Auch die Knaben sind nicht leer ausgegangen; für sie ist „Düfel Heinrichs Kinderkalender für Knaben 1936“ bestimmt, der ebenfalls sehr inhaltsreich ist. Packende Geschichten von fern und nah wechseln mit interessanten Denksportaufgaben, Rätsel, neue Spiele und Basteleien. Ferner sind erschienen: „Düfel Heinrich und seine Nichten und Neffen“, Band I und II, heißen diese beiden Werke. Sie enthalten eine Menge Märchen und Geschichten für Mädchen und Knaben, Spiele, Basteleien. (Preis geb. je 12 Kč.)

### Heiteres

Der Lehrer erklärt den Kompaß. „Du gehst mit Deinen Eltern spazieren. Dein Vater verliert den Weg. Er behauptet, man müße rechts gehen, deine Mutter behauptet links. Was tut dann dein Vater?“ — „Er geht links, Herr Lehrer.“

„Du solltest mal meine Prant sehen, alter Freund! Ich sage dir, die drei Grazien in einer Person!“ — „So dick ist sie?“

Frischens Lieblingsbeschäftigung ist es, seine Mutter den lieben langen Tag mit allen möglichen Fragen zu nähen. — „Mutti?“ — „Ich habe kein Zeit!“ — „Aber Mutti . . .“ — „Ich habe dir doch gesagt, daß ich keine Zeit habe, Junge!“ — „Mutti, ich wollte ja nur eine Sache fragen!“ „Was ist es denn?“ — „Sag mal, Mutti, was macht denn der Wind, wenn er nicht weht?“

Der Theaterdirektor wurde zum zweitenmal mit Zwillingen gesegnet. „Na ja“, meinte der Kassierer, „er möchte wenigstens zu Hause ein volles Haus haben!“

Lehrer: „Berger, sage mir, wie ist der Ofen?“ — „Der Ofen ist grün!“ — „Nun, wie ist die Kreide?“ — „Die Kreide ist weiß!“ — „Wichtig. Und wie mein Gut, Meier?“ — „Schäbig, Herr Lehrer!“

Seit Wochen regnet es Windfäden. Eines Tages patzt Siedebauch durch die Pfützen zum Bahnhof. „Nanu?“ so wunderte sich sein Freund Angelfopp, „wo willst du denn hin?“ „Nach Sicht“, erklärt Siedebauch lakonisch. „Sicht? Wo liegt denn das?“ „Weiß ich auch nicht“, sagt Siedebauch still, „aber gestern stand in der Zeitung: Schönes Wetter in Sicht.“

„Herr Meier, warum kommen Sie denn so spät ins Amt? Sie sind gewiß wieder im Verzahamt gewesen?“ — „Aber Herr Chef, in so günstigen Verhältnissen befinde ich mich leider nicht mehr!“

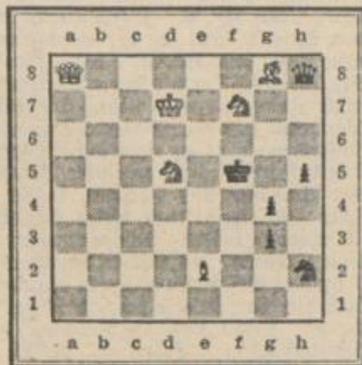
### Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 259.

Karel Riba, Smichov, (Sachovy list.)

Schwarz: Kf5, Dh8, Sh2, Bg3, g4, h5. (6)



Weiß: Kd7, Da8, Lg8, Sd5, f7, Be2. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 256: Be6-e7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnstorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Hanisch Anton, Kunnersdorf b. Zwickau; Chimiak Theodor, Lohmüller Hans, Habl Erwin, sämtlich Nesteritz; Schubert Josef, Kotschken bei Aussig; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Ulbert Rudolf, Prosditz; Tesař Franz, Suchel; Kraus Gerhard, Turn; Holfeld Otto, Nesteritz.

Druckfehlerberichtigung.

In Aufgabe Nr. 258 sind folgende schwarze Figuren als weiße eingesetzt: Ke3, Lc1, Sd1, Bb2 und Bf6. Der Nenner ist richtig, bitte nach diesem die Aufgabe zu korrigieren.

T. F. Karlsbad: Ihrer Meinung kann ich mich nicht anschließen, denn die Einsendungen dokumentieren, daß in Arbeiterkreisen für Schachaufgaben und Schach überhaupt Interesse vorhanden ist. Mein Rat war selbstverständlich nur gut gemeint.

Schachwettkampf in Bruch.

Am Sonntag, dem 24. November, wollte der Arbeiter-Schachklub Wisterschan in Bruch beim dortigen tschechischen Arbeiter-Schachklub. Nach dreistündigem schönen Kampf endete das Spiel an 7 Brettern mit 3½:3½ unentschieden. Die Gäste können mit diesem Ergebnis zufrieden sein, da das Unentschieden gegen den als spielstark bekannten Brucher Verein erzielt wurde. Nachfolgend die Einzelergebnisse, Wisterschan zuerst genannt: 1. Scharoch ½—½ Livanec, 2. Frisch 1—0 Zburnik, 3. Robek 1—0 Mařik, 4. Kára Fr. 0—1 Smid, 5. Novotny 0—1 Novák, 6. Schmied 0—1 Cerný, 7. Kára Otto 1—0 Rybka. Retourspiel findet am 15. Dezember in Wisterschan, „Landhaus“, statt.